

Gerd Haeffner SJ

Ein Amt zu lehren

In der Kirche gibt es zahlreiche Lehraufgaben: inoffizielle und institutionalisierte. Rechter Glaube und rechte Sitte werden den Heranwachsenden vermittelt durch die Eltern, Großeltern und andere Verwandte, durch „Kommunionmütter“ und „Firmhelfer“, durch Gruppenleiter und Religionslehrer, durch Prediger und Schriftsteller, durch Freunde und Vorbilder. Einige davon haben einen eigenen Auftrag (m. a. W. ein Amt) zu lehren, welches mit dem in engerer Weise so genannten „Lehramt“ in einem Verhältnis steht, das seit einiger Zeit teilweise problematisch geworden ist und deshalb prinzipiellere Überlegungen provoziert. Bevor wir uns jedoch auf dieses Verhältnis beziehen, soll zunächst die Struktur des religiös-sittlichen Lernprozesses selbst beleuchtet werden, und zwar in zwei Gängen, deren erster im Hinblick auf die heutige geistige Situation einige Gesetze zu formulieren versucht, während der zweite ein Blick auf das Lehren dessen wirft, der für uns der Lehrer der Lehrer ist: Christus.

Heute den Glauben lehren

Das Hauptproblem für das Lehren im sittlich-religiösen Feld besteht wohl darin, daß sich das Lehren nicht darauf beschränken kann, Wahres zu sagen; es muß vielmehr das Wahre so sagen, daß es der Lernende auch als wahr erkennen oder doch errahnen kann und nicht auf die Möglichkeit reduziert bleibt, das Gelernte nur mehr oder minder mechanisch aufzunehmen und seinerseits weiterzugeben. Von je andersartiger Schwierigkeit ist die Aufgabe, wenn es darum geht, Kinder oder – was im folgenden allein unser Thema sein soll – urteilsfähige Erwachsene in die christliche Lehre einzuführen bzw. in deren Tiefe zu geleiten.

Nun hängt für das Gelingen eines solchen Übergangs sicher viel von der Gunst der Stunde, sicher auch sehr viel von der Begabung des Lernenden und auch Lehrenden ab. Nicht zu übersehen ist freilich auch die Rolle, die dabei gewisse Überzeugungen spielen, die das Lehren leiten bzw. leiten sollten. Die erste Überzeugung besteht in der Anerkenntnis, daß alles Lehren dem Lernen dienen muß, wozu gehört, daß das Lehren nicht nur die Übermittlung quasi fertiger Erkenntnisse sein darf, sondern auch ein eigenständiges Weiterlernen ermöglichen soll.

1. *Lehren im Dienst der Aneignung der Wahrheit.* Es gibt zahlreiche Formen des Lernens, die ohne Lehrer auskommen. Umgekehrt aber gilt: Alles Lehren ist

auf das Lernen bezogen. Von den Möglichkeiten des Lernenden her ist also das Lehren zu konzipieren. Es ist wie beim Übersetzen eines Textes aus einer Sprache in eine andere. Es soll möglichst viel von der Sinn- und Sprachgestalt des ursprünglichen Textes in die neue Fassung hinübergerettet werden. Aber das letzte Wort haben die Regeln der Sprache, in die übersetzt wird, falls nicht ein unverständliches oder häßlich-abstoßendes Gebilde herauskommen soll. Da es nur ausnahmsweise eine Eins-zu-Eins-Beziehung zwischen dem Vokabular, den Satz- und Stilformen der beiden in Frage kommenden Sprachen gibt, enthält jede Übersetzung ein Wagnis. Will man dieses vermeiden und sich, auf die vermeintlich sicheren Brücken der Wörterbücher usw. gestützt, auf eine „wörtliche“ Übersetzung beschränken, so kommt der zu übersetzende Text auf dem Weg aus seiner ursprünglichen Heimat nicht in einer neuen Heimat an, sondern bleibt in einem seltsam lebensfernen Zwischenraum hängen. Er riecht nicht nach Erde, sondern nach Papier. Analog verhält es sich mit der Wanderung eines Gedankens (einer „Wahrheit“) aus dem Kopf und Herz des Lehrenden hinüber in Kopf und Herz des Lernenden. Das Ziel ist erst erreicht, wenn die Wahrheit dort eine neue Heimat gefunden hat, wenn sie ihm „in Fleisch und Blut“ übergegangen ist (was voraussetzt, daß sie im Lehrenden nicht nur Papier war).

Dies kann auch so ausgedrückt werden, daß das Lehren und Lernen abzielt nicht nur auf die Übertragung eines identischen Gehalts („Stoffs“), sondern auch auf den Aufbau eines eigenständigen Bezugs zur damit gemeinten „Sache“ sowie auf den Einbau dieses Bezugs in die persönlichen Überzeugungen, die den Lebensvollzug erhellen und leiten. Diese Aufgabe ist dann um so größer, wenn es nicht nur darum geht, einzelne Wahrheiten zu vermitteln, deren Bedeutungskontext dem Lernenden schon vertraut ist, sondern wenn es sich darum handelt, zugleich mit der Übermittlung einzelner Gedanken ein erstes oder vertieftes Verständnis für die Eigenart des Sachgebiets zu vermitteln. In einer solchen Lage befindet sich schon der Lehrer der Anfänge der Geometrie. In einer solchen Lage befindet sich erst recht der Lehrer der Philosophie oder der Religion, denn das sind „Sachgebiete“, in denen der Lernende je neu zum Anfänger werden muß. Wie wenig selbstverständlich die Vermittlung des Zugangs zu jenen Wahrheitsformen ist und welche katastrophalen Ergebnisse die Beschränkung auf eine nur materiale Einzelbelehrung bringt, zeigen am erschreckendsten die zahlreich umlaufenden, karikaturhaften „Verständnisse“ von Moral und Religion. Die Korrektheit des vermittelten Gehalts ist also noch keine Garantie, daß der Bezug gestiftet und der Vollzug ermöglicht wurde, deren Ausdruck die Lehrinhalte sind.

Gegenstand der christlichen Lehre sind „Glaube *und* Sitten“. Keiner wird behaupten, daß beide nichts miteinander zu tun hätten. Die Frage ist jedoch, wie dieses „und“ genauer zu verstehen sei. Anlaß dieser Frage ist nicht nur die Tatsache, daß es eine eigenständige philosophische Moral gibt, die von der Autonomie des sittlichen Urteils ausgeht; es ist auch die Tatsache, daß zur kirchlichen

Lehrtradition selbst ein Argumentationsstrang gehört, nach dem man sich für die sittliche Beurteilung von Handlungen nicht an einer besonderen Offenbarung Gottes, sondern an der natürlichen Wesensordnung auszurichten habe, die im Prinzip jedem vernunftbegabten Menschen einsichtig sein kann. Statt daß wir hier in die Grundlagendiskussion eintreten, sei nur ein knappes Votum abgegeben, in welche Richtung eine fruchtbare Verhältnisbestimmung erfolgen könnte.

Geistesgeschichtlich gesehen ist die Zeit vorbei, in der die Kirche in Europa die fast alleinige Erzieherin der Völker zur Sittlichkeit sein mußte. So sollte das Schwergewicht des kirchlichen Beitrags zur moralischen Erziehung nicht in den einzelnen Geboten liegen, sondern in der Hilfe zum Aufbau einer moralischen Persönlichkeit unter den Bedingungen von Fleisch und Blut, denn dazu wird auch die Hilfe des Glaubens gebraucht, wie den allzu idealistischen Ethikern, die noch im 18. Jahrhundert, vor der hermeneutischen Wende, leben, ins Stammbuch zu schreiben ist. Autonomie ist nicht schon Autarkie. Die Moral sagt ja nur, was sein soll, und das im allgemeinen; wie ein Mensch aber, angesichts der ernüchternden Erfahrungen, die er mit sich und seinesgleichen macht, den Mut bewahren soll, am sittlichen Ideal festzuhalten, sagt sie nicht. Insbesondere läßt ihn die Moral mit dem Problem seiner Schuld allein. Schließlich und vor allem sagt sie ihm nichts über den Sinn seines Daseins, der doch im voraus gegeben sein muß, wenn die Moral nicht, statt dem Leben zu dienen, zu einer Flucht vor dem Leben werden soll. Die Botschaft des Glaubens vom väterlichen Schöpfer und Erbarmer leistet aber eben dies. Ohne die Autonomie der sittlichen Urteilsbildung zu verletzen, hat diese Botschaft also für den Menschen eine gewissermaßen „fundamental-moralische“ Funktion, ungeachtet des inneren Reichtums, den sie in ihrer eigenen Ordnung in sich trägt. Denn so wichtig moralische Orientierung auch sein mag, so wird doch von der Kirche vor allem anderes erhofft: nämlich die Einführung in das Geheimnis Gottes, die zugleich eine Verständnishilfe für das eigene Leben ist.

Was aber das Lernen im Feld der Religion betrifft, so hat der dänische Schriftsteller Sören Kierkegaard (1813–1855) als einer der ersten in voller Schärfe erkannt, daß für viele moderne Menschen das Hauptproblem nicht so sehr darin liegt, daß ihnen die Informationen über die christliche Lehre fehlten. Es besteht vielmehr darin, daß sie den Zugang zum Verständnis so schwer finden, daß sie sie nicht als Wahrheit erfahren, deren Verkosten ein Verlangen nach einer tieferen Beschäftigung entzündet. Ein Grund für diese Inkongruenz zwischen Botschaft und Rezeption liegt wohl auch darin, daß der Adressat der Predigt in der späten Neuzeit ein anderer ist als der in früheren Zeiten. Derjenige, dem die Lehre gilt, hat durch die „Aufklärung“ gelernt, von seiner Vernunftbegabung hoch zu denken. Er weiß schon, daß die kritische Unterscheidung und Rückfrage nach der Begründung eine der wesentlichen Leistungen dieser Vernunft ist, und er ist nicht bereit, auf diesen Gewinn zu verzichten.

Insbesondere hat er die Lektion Kants gelernt, daß die sittliche Erkenntnis sich letzten Endes auf eine Erkenntnisquelle stützt, die im innersten der Person selbst sprudelt: das Gewissen. Lernen im sittlichen Bereich besteht folglich nur für kleine Kinder darin, eine Anzahl von Geboten und Verboten zu lernen. Für Heranwachsende und Erwachsene gilt es vor allem, sich eine moralische Einstellung anzueignen, kraft deren man fähig wird, sich aus gewissen allgemeinen Prinzipien ein eigenes Urteil in sittlichen Fragen zu erwerben und somit den Status eines *nur* auf Autorität angewiesenen Menschen zu überwinden. Das heißt natürlich nicht, daß dieses Urteil nicht mit dem übereinstimmen dürfte, was anerkannte Autoritäten meinen. Deren Meinungen werden vielmehr in der eigenen Urteilsbildung eine wichtige Rolle spielen, was um so leichter möglich ist, wenn sie selbst mit einsichtigen Begründungen vorgetragen werden. Daraus ergibt sich, daß eine Morallehre, die die prinzipielle Autonomie des sittlichen Urteils mißachtet, heute gerade bei den Gebildeten auf taube Ohren stoßen wird. Sie muß also so vorgetragen werden, daß sie als Hilfe zur Urteilsbildung in den realen Situationen des Lebens erkennbar ist. Das ist sicher nicht leicht.

Schwieriger aber noch ist es herauszufinden, wie die Wahrheit des Glaubens selbst in der Situation der Moderne gelehrt werden kann. Denn diese Wahrheit darf weder mit dem zusammenfallen, was der wissenschaftlichen oder selbst philosophischen Einsicht des suchenden Menschen erreichbar ist, noch darf sie auf die Ebene einer blind hinzunehmenden, ungeistigen Tatsache herabgezogen werden. Ihre Verkündigung darf nicht nur in der Bewußtmachung des Geistigen in uns bestehen, sondern muß etwas Neues bringen, das auch der seiner selbst bewußte Geist als bleibend neu erkennen und verehren kann. Dies kann jedenfalls nur dann geschehen, wenn es gelingt, die Größe des menschlichen Geistes zugleich zu achten und in ihren Grenzen gegenüber dem Geheimnis der Liebe aufzuzeigen. Wie dies im einzelnen gelingen kann, ist eine Frage, die weit über die Themenstellung dieses Aufsatzes hinausgeht.

2. *Die Angewiesenheit des Lernens auf einen Vertrauensvorschuß dem Lehrer gegenüber.* Der christliche Lehrer arbeitet aus der Überzeugung heraus, daß „die Wahrheit frei macht“ (Joh 8, 32). Dieser Satz gilt ganz allgemein: Unwissenheit oder gar Irrtum in den Überzeugungen, die für die Orientierung des Lebens im kleinen oder großen wichtig sind, stellen eine Art von Unfreiheit, von Fesselungen der Energien dar, die sachgemäß ausgelebt werden wollen. Wenn Wahrheit sich erschließt, wenn Irrtum überwunden wird, öffnen sich Wege; die äußere wie innere Freiheit weitet sich. Es gilt aber auch der umgekehrte Satz: Diese Wahrheit kann nur in Freiheit angenommen werden. Damit ist nicht nur die äußere Freiheit gemeint, nämlich die Abwesenheit von Glaubenszwang durch sozialen Druck oder gar durch Einschüchterung. Es geht auch und vor allem um die innere Freiheit: Ein Mensch kann Wahrheit nur in dem Maß wirklich in sich aufnehmen, als er mindestens zu einem gewissen Grad aus eigener Kraft die Wahr-

heit des ihm Zugetragenen beurteilen kann. Er muß den Maßstab des Wahren und das Gesetz des Guten in sich selbst tragen, um zu einer Erkenntnis kommen zu können, die wirklich seine und so erst wirklich Erkenntnis ist. Jede Erkenntnis, die frei macht, ist also eine Manifestation der inneren Freiheit, der Autonomie des Geistes. Freilich sind im Hinblick auf diese innere Freiheit auch die meisten erwachsenen Menschen irgendwie noch wie unmündige Kinder; man darf sie also nicht überfordern – aber ebensowenig darf man die Urteilsfähigkeit, die sie haben, unbeachtet lassen.

Erkenntnis kann sich von selbst einstellen. Meist aber wird sie durch die Worte eines anderen vermittelt sein. Wenn ich so zu einer neuen Einsicht komme (die ja mehr ist als die bloße Übernahme einer neuen Meinung), dann bleibt diese Einsicht, die, obwohl sie als Einsicht innerlich autonom ist, doch einem anderen verdankt, „horizontal“ wie „vertikal“. Auch hier gilt wieder: Autonomie ist nicht Autarkie, nicht Selbstgenügsamkeit. Sie ist durchaus mit der Verwiesenheit auf einen Lehrer verträglich, nicht aber mit der Forderung, daß der Verstand an der Garderobe abzugeben ist, bevor die Lehrhalle betreten wird.

Was so allgemein gilt, findet seine Bestätigung sogar im Fall der Einführung in die Sphäre des Glaubens. Hier handelt es sich freilich nicht um eine Erkenntnis, auf die man notfalls auch hätte allein kommen können. Denn die Wahrheit, auf die sie sich bezieht, ist mehr, als was der Klügste zu denken wagen wird. Diese Wahrheit macht nicht nur in dem Sinn „frei“, daß sie einen dadurch zu sich zurückbringt, daß sie die Fesseln kontingenten Unwissens oder Irrsins sprengt. Sie öffnet einen Freiraum jenseits der Grenzen, die durch Schuldbewußtsein und Angst aufgerichtet sind. Wenn diese Wahrheit – das göttliche „Wort“ selbst (Joh 1) – einem Menschen durch einen Menschen vermittelt werden kann (Lk 10, 16), dann immer so, daß dieser für jene Wahrheit, die sich letztlich selbst erschließen muß, nur die Rolle eines Werkzeugs hat, das, trotz allen personalen „Einsatzes“, nicht durchschaut, was mit ihm im Hinblick auf den Hörenden geschieht (vgl. Lk 17, 10).

Das Glaubenslicht ist also einerseits das Licht selbsteigener Einsicht, andererseits ist es geschenkt, und zwar meistens so, daß es einem von einem anderen Menschen aufgezündet wird, dem das Licht seinerseits geschenkt ist. Der Glaube „kommt“ so vom Hören; aber er macht nicht hörig, sondern führt zu einer Einsicht, deren Quell nicht der menschliche Lehrer vor mir, sondern der göttliche Lehrer in mir ist. Anders gesagt: Die Wahrheit des Glaubens muß einem wesentlich gesagt, zugesprochen werden; man kann sie nicht durch ich-immanente Reflexion finden. Aber dem, der ihr sein Ohr auftut, dem tut sie neue Augen auf. Das credere (jemandem glauben) hat seinen Sinn in einem intelligere (einem neuen Verstehen). Es gilt: „Credo ut intelligam“, wie es Anselm, Augustinus folgend, formuliert hat.

Für die Pädagogik des Glaubens ergibt sich dadurch eine doppelte Frontstel-

lung. Die erste Gefahr, vor der man sich hüten muß, ist die Tendenz, die Mündigwerdung der glaubensbereiten Menschen nicht zu fördern, sondern in einer Art „Klerikalismus“ zu verzögern. Gutwillige und einigermaßen begabte Menschen haben viel mehr sittliche und auch religiöse Urteilskraft in sich, als die „Fachleute“ vermuten. Erfahrene und verantwortungsvolle Eheleute, Ärzte, Unternehmer, Journalisten usw. sollten zum Beispiel in den moralischen Fragen, die ihre Lebens- und Berufsführung betreffen, nicht nur als Adressaten der Moraltheologen und Bischöfe betrachtet werden, sondern *mindestens* ebenso als Informationsquelle. Das Hören, das Teil der christlichen Existenz ist, gilt für die Teile der Kirche, die man die „lehrenden“ genannt hat, *ebenso* wie für den Teil, der als der „hörende“ bezeichnet worden ist. In beiden Fällen hat das gegenseitige Hinhören, wie auch der von allen zu leistende Glaubensgehorsam, den Sinn, sich „aufzuheben“ in der Sicherheit des vom Glaubenslicht erhellten, eigenen Urteils für die je eigene Lebensgestaltung.

Die zweite, spiegelbildliche Gefahr ist die Verslossenheit dessen, der sich für wissend hält, weil er, als „aufgeklärter Mensch“, über die Notwendigkeit des Hinhörens hinaus ist. Es ist die Überzeugung, für die Wahrheitsprüfung von allen Sätzen, für die sittliche Beurteilung der Taten in allen Jahrhunderten usw. ohne weiteres gerüstet zu sein. Diese Überzeugung ist nicht nur naiv, ja dumm; sie ist Ausdruck einer Selbstüberhebung, die ihrerseits verstehbar wird aus einer tiefsitzenden Angst vor Fremdbestimmung, ja Entfremdung. So ist ja das Autonomie-Pathos der Aufklärung im Politischen wie im Sittlich-Religiösen vor allem ein Anti-Heteronomie-Pathos – das, Gott sei es geklagt, in manchen Einzelfragen oft ebenso verständlich und berechtigt war wie es im Prinzipiellen an die gegnerische Macht dialektisch gebunden blieb. Für die Verkündigung des Glaubens ergibt sich daraus der Imperativ, daß sich die Enge und Verslossenheit dieser Position nur unter der Bedingung auflockern läßt, daß die ihr zugrundeliegende Angst ernstgenommen wird, das heißt, daß die unter Kämpfen errungene und überaus hoch geschätzte Emanzipation des Individuums zur Selbständigkeit seiner eigenen Lebensführung nicht prinzipiell verdächtigt, sondern respektiert wird.

Man sieht sofort, daß es hier um einen sehr schwierigen Balanceakt geht! Gerade anfänglich besonders idealistische Lehrer werden Enttäuschungen zu verkraften haben, die zu resignierten Folgerungen führen können wie: „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“; „dem Volk muß man genau sagen, was es zu tun und zu lassen hat“; „zuviel Nachdenken gefährdet den Zusammenhalt der Glaubensgemeinschaft“ usw. Jemand, der einen anderen überzeugen will, wird oft auch ungeduldig sein: Er will möglichst bald Zustimmung ernten. Es fällt ihm schwer, dem anderen – und dem in ihm auf seine Weise wirkenden Hl. Geist – die Zeit und die Wege zuzugestehen, die der Lehrer schon als bloße Umwege erkannt hat, die aber manch einer erst gehen muß, um zur Einsicht zu gelangen. Sieht er aber

den Ernst der Suche, darf er zuversichtlich sein. Simone Weil formuliert diesen Sachverhalt zwar sehr zugespitzt, aber doch treffend: „Wer immer Gott um Brot bittet, wird keine Steine bekommen. Wenn sich dem, der nach der Wahrheit verlangt, eine Irrlehre zeigt, dann ist diese für ihn ein Schritt auf dem Weg zur Wahrheit, und wenn er weitergeht, wird er sie als Irrlehre erkennen. Wer nicht nach der Wahrheit verlangt, irrt sich, aber er irrt sich auch, wenn er das Glaubensbekenntnis auf sagt.“¹

Wie Jesus gelehrt hat

Durch das Lehren eines heutigen Lehrers in der Kirche muß immer die Gestalt dessen durchscheinen, der allein im eigentlichen Sinn der Lehrer der Wahrheit ist und im Bezug auf den sich die Lehrer der Kirche auf derselben Zuhörerbank befinden wie ihr Publikum: „Nur einer ist euer Meister; ihr alle aber seid Brüder“ (Mt 23, 8–11).

In welcher Art und Weise hat Jesus sein Lehramt² ausgeübt? Zunächst nicht durch Worte, sondern durch sein Beispiel: durch die Art und Weise, wie er betete (Lk 11, 1), wie er heilend, ermunternd, kritisierend mit den Menschen umging: mit den Jüngern und den Frauen, mit den Kranken, den Verwirrten und auch mit den Lehrern; und nicht zuletzt, wie er sein Leiden ertrug. In all dem war spürbar, daß es nicht darum ging, über Menschen Macht auszuüben (Mt 20, 25–28) oder ihnen neue Lasten aufzubürden (Mt 23, 4), sondern ihnen, die ohnehin meist genug zu tragen haben, zu dienen (Mt 11, 28–30; Mk 10, 45; Lk 22, 27). Überhaupt fällt auf, daß er sich nie auf eine Autoritätsstellung beruft, die seine Lehre – über ihren Gehalt hinaus – von außen stützen würde. Die Forderung nach einem entsprechenden Legitimationszeichen (Wunder) wird immer zurückgewiesen: Nur das „Zeichen“, kraft dessen Jona die heidnische Machtmetropole Ninive zur Umkehr brachte – nämlich keines, außer dem schutzlosen Umkehrruf selbst –, konzidiert Jesus seinen mißtrauischen Zuhörern (Lk 11, 29f.). Deshalb hält er es auch für sinnlos, auf die Forderung einzugehen, sich vor ihrem Forum zu legitimieren. Denn es hat keinen Sinn, denen gegenüber Beweise zu führen, die sich nicht von der Wahrheit treffen lassen, sondern immer schon alles besser wissen und nur das als Wahrheit gelten lassen, was in ihre Lebensstrategien paßt³. Um solche Menschen zu überzeugen, ist selbst das massivste Zeichen nicht eindeutig genug⁴. (Das ist die Kehrseite der von Simone Weil benannten Sehnsucht nach der Wahrheit als der Bedingung für echtes Lernen.)

Umgekehrt heißt das, daß nach Jesu Überzeugung die schlichte Wahrheit genug Kraft hat, sich in einem reinen, wahrheitsliebenden Herzen hinreichend eindeutig zu erweisen: „Selig, die ein reines Herz haben; denn sie werden Gott schauen“ (Mt 6, 8). Nie findet man bei Jesus selbst (oder auch seinen Aposteln)

zuerst einen (aufgrund der Wunder geführten) Beweis, daß er der Bote des Himmels sei, dem folglich blinder Gehorsam zu leisten sei. Hingegen findet man immer wieder verwunderte Klagen darüber, daß seine Zuhörer, die doch Augen und Ohren haben (gemeint sind natürlich auch die Organe des Geistes!), nicht „hören“ und nicht „sehen“ (z. B. Mt 13, 13–16). Immer wieder bescheinigt er seinen Zeitgenossen, daß sie sich zwar in vielem auskennen, für die einfachen Wahrheiten des sittlich-religiösen Lebens aber blind sind, und paradoxerweise spart er die religiösen „Spezialisten“ nicht von seiner Ideologiekritik aus, im Gegenteil: „Die Vorzeichen des Wetterumschwungs könnt ihr deuten. Warum könnt ihr die Zeichen dieser Zeit nicht deuten? Warum findet ihr nicht von selbst das rechte Urteil?“ (Lk 12, 56 f.). „Ihr unverständigen Pharisäer!“ (Lk 11, 40); „hättet ihr begriffen, was das heißt: ‚Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer‘“ (Mt 12, 7). Jesus findet es unerträglich, daß die Sorge um die eigene institutionelle Identität („Menschenatzungen“, „Überlieferung der Alten“) sich vor die Bemühung gestellt hat, dem Volk die Praxis des offenbaren Gottesgesetzes zu erleichtern.

Auch seinen eigenen Jüngern wirft er nicht Mangel an Gehorsam, sondern einen eigenartigen Mangel an Einsichtsfähigkeit vor: „Warum begreift und versteht ihr immer noch nicht? Ist denn euer Herz verstockt? Habt ihr keine Augen, um zu sehen, und keine Ohren, um zu hören?“ (Mk 8, 17 f.). Immer wieder fordert er die Menschen auf, von ihren Erkenntnisorganen (und nicht von ihren – sicher auch vorhandenen – Unterwerfungsbedürfnissen) Gebrauch zu machen: „Wer Ohren hat, der höre!“ (Mt 13, 9). Mit allen Mitteln versucht er, sich verständlich zu machen: „Womit sollen wir das Reich Gottes vergleichen, mit welchem Gleichnis sollen wir es nur beschreiben?“ (Mk 4, 30). Freilich lehrte Jesus nicht wie die Schriftgelehrten, die primär durch Studium gescheit wurden und im Namen angesehener Schulhäupter sprachen, sondern aus einem ursprünglichen Sachbezug und damit, ohne Verweis auf andere Autoritäten, kraft eigener Person oder gar direkt im Namen Gottes, der freilich niemand ist, auf den man sich äußerlich berufen kann, sondern der in der verkündeten Wahrheit selbst wohnt (Joh 7, 16 f.; 8, 28).

Jesus beruft sich auch nicht auf Visionen wie manche Propheten vor ihm⁵. Er begnügt sich, an die allen bekannte Überlieferung des Volkes zu erinnern, darin Akzente zu setzen, entstellende Übermalungen abzukratzen und die Gegenwart des „Gottesreichs“ zu bezeugen. Seine Sprache ist dabei schlicht, ausgehend von den allgemein vertrauten Erfahrungen des Lebens in Feld und Haus, in Familie und in Gesellschaft. Er spricht gern in Rätseln und „Gleichnissen“ – doch sicher nicht, um nach esoterischer Manier zu verhüllen, was auch klarer gesagt werden könnte. Von welchen Gründen läßt er sich also bewegen, so zu lehren? Zunächst sind zwei ganz schlichte Gründe zu nennen: Jesus selbst war kein Gelehrter; die ländlich-handwerkliche Umwelt, in der die meisten seiner Hörer lebten, war sein eigener Lebenshintergrund. Außerdem: Ein treffendes und manchmal lustiges

Gleichnis hört man sich nun einmal lieber an als eine trockene Predigt oder gar einen umfangreichen Lehrtraktat. Die beiden wichtigsten Gründe aber sind wohl diese: Erstens, daß die einfachsten Bilder und kürzesten Geschichten die passendsten Kleider der allerhöchsten Wahrheit sind, und zweitens, daß Jesus seinen Hörern die Freude nicht nehmen will, selbst zu erraten: was das heißt, was er ihnen sagen will; daß es wahr ist, und was es für sie konkret bedeutet. (Ein Echo dieser Einstellung findet man im „Exerzitienbüchlein“ [Nr. 2], wo Ignatius den Exerzitienmeister anhält, die biblischen Geschichten nur knapp auszudeuten, damit der sich Übende selber „etwas neu entdeckt, was die Geschichte ein wenig mehr aufhellt oder verkosten läßt; denn nicht das Vielwissen sättigt und befriedigt die Seele, sondern das innere Verspüren und Verkosten der Dinge“.) Muß man sich wundern, daß – jedenfalls zunächst – das Volk Jesus gerne hörte (Lk 19, 48)?

Obwohl der christliche Lehrer heute nicht so wie Jesus eins mit der Wahrheit sein kann, die er verkündigt, und sein Wissen und Lehren in vielem dem der Schriftgelehrten gleicht, und obwohl er sich auch nicht darauf zurückziehen kann, Jesu Lehre in ungeschichtlicher Weise einfach nachzusprechen – obwohl dies so ist, kann auch in ihm etwas von jener geistigen Lebenskraft am Werk sein, von der Jesus erfüllt war. Und sicher ist er ebenso verpflichtet, die Substanz der Lehre Jesu treu weiterzugeben wie zu versuchen, die Weitergabe seiner Glaubenserkenntnis von den Prinzipien leiten zu lassen, die die Pädagogik Jesu prägten. Eine Hilfe soll ihm dabei das im engeren Sinn so bezeichnete kirchliche Lehramt sein.

Die vielen Lehraufgaben und das eine Lehramt

Trotz der Vielfalt der Lehrrämter in der Kirche wird das Wort „Lehramt“ heute ja reserviert für eine besondere Institution in der Kirche, nämlich für das Bischofsamt und in herausragender Weise für das päpstliche Amt, auf das sich im Lauf der Zeit das Lehramt mehr und mehr zugespitzt hat. Daraus ergibt sich die Aufgabe, das Verhältnis zu bestimmen, das die beiden Weisen eines Amtes zu lehren voneinander unterscheidet und miteinander verbindet.

Wird die Weitergabe des christlichen Glaubens an der „Basis“ meistens in einem unmittelbaren Gegenüber von Personen ausgeübt, so ist für die Ausübung des Lehramts die Regel, daß sie aus der Ferne geschieht: weniger in freier, mündlicher Überzeugungsrede als in wohlüberlegter, schriftlicher Fixierung, folglich weitgehend in Beschränkung auf das Satzhaftes an einer Mitteilung und in Abstraktion von den eine Überzeugungsrede tragenden nonverbalen Elementen, die man als „Zeugnis geben“ bezeichnen kann. In der Tat ist die Funktion der Ausübung des sogenannten Lehramts weniger die Weitergabe des Glaubens an Menschen, die für diesen erst zu gewinnen sind, als vielmehr die, für die schon Glau-

benden Orientierung angesichts neu aufkommender Probleme im Geist der Glaubenstradition zu geben und grob abweichende theologische Deutungsversuche als solche zu markieren. Die Adressaten der Träger des Lehramts sind folglich weniger die Gläubigen selbst als vielmehr deren normale Lehrer. Denn diese sind es letztlich, die die ganze Last der wirklichen Verkündigung zu tragen haben. Man kann sich zwar vorstellen, daß es in der Kirche über längere Zeit keine lehramtliche Äußerung gibt, ohne daß jene dadurch Schaden leiden müßte; unvorstellbar hingegen ist es, daß die Verkündigung auf der – hierarchisch gesehen – untersten Ebene für ein Jahr verstummte. Das sogenannte Lehramt des Papstes und der Bischöfe hat also eine Dienstfunktion an der Lehrtätigkeit des „Bodenpersonals“. Entscheidendes Kriterium für die Qualität seiner Ausübung ist das dankbare Echo von dieser Seite.

Nun ist es eine Tatsache, daß – jedenfalls in unseren Breiten – diese Hilfestellung nicht durchwegs begrüßt, sondern relativ häufig entweder geringgeachtet oder gar gefürchtet wird. Diese Tatsache ist alarmierend. Denn sie zeigt auf, daß in den Kommunikationsstrukturen der Kirche eine Abkoppelung der Leitungsgruppe von den aktivsten Mitgliedern auf der unteren und mittleren Ebene droht. Damit gerät gerade die Lebendigkeit der hierarchischen Verfassung der katholischen Kirche in Gefahr. Einige meinen zwar, das sei kein Schaden; diese Struktur sei sowieso nichts anderes als ein Restbestand der ansonsten untergegangenen feudalen Welt. Aber das ist natürlich – aufs Prinzip, wenngleich nicht auf manche Form des Vorgehens hin bezogen – ein Irrtum. Die hierarchische Struktur der Kirche gehört nicht nur seit sehr langer Zeit zu ihrer Lebensform; sie hat sich auch in den Stürmen der Zeit bewährt und sichert unter anderem zwei ihrer Wesensmerkmale: die Kontinuität von den Zeiten der Apostel her und die weltumspannende Katholizität. Also ist es sinnvoll anzunehmen, daß sich die heutigen Schwierigkeiten nicht auf die Institution des Lehramts als solche beziehen, sondern auf die Art und Weise, in der es ausgeübt und seine Ausübung aufgenommen wird. Die Welt der Kurienbehörden, in denen lehramtliche Äußerungen vorbereitet werden, und die Welt der Adressaten dieser Äußerungen scheinen weit auseinander zu liegen. Diese Schwierigkeiten schlagen durch auf das gewöhnliche Lehren in der Kirche, das ja auch sonst keineswegs leichte Zeiten durchmacht.

1. *Ungeschickte Rezeptionen lehramtlicher Äußerungen.* Sagen wir zunächst etwas zur Rezeption des Lehramts: Warum hat in unseren Breiten das Lehramt vielleicht eine schlechtere „Presse“ als es verdient? Zwei Antworten können genannt werden: weil man es selektiv wahrnimmt und weil man zu viel von ihm erwartet.

Auch Katholiken lassen sich über aktuelle Entscheidungen oder Verlautbarungen des Lehramts hauptsächlich aus den Medien informieren, die am schnellsten sind: aus der Tagespresse oder aus den Fernsehnachrichten. Diese aber informieren gerade über kirchliche Dinge häufig unzureichend: Erstens bevorzugen sie,

nach dem Gesetz „bad news are good news“ eher skandalöse oder ärgerliche Nachrichten; zweitens vereinfachen sie fein gesponnene theologische Gebilde auf jene relativ groben Sätze hin, die dem „Mann auf der Straße“ etwas sagen; drittens werden kirchliche Nachrichten nicht selten von Redakteuren gemacht, die über eigene Verwundungen durch kirchliche Amtsträger nicht hinweggekommen sind und deshalb nicht wohlwollend berichten wollen. Das ist einer der wichtigsten Gründe dafür, daß zum Beispiel die Reden des Papstes auf seinen Reisen immer nur auf dieselben Reizthemen – Sexualmoral, Frauenfrage und Theologie der Befreiung – abgehört werden, wobei der ganze Rest, mit dem sich der Zeitungsleser vielleicht viel bereitwilliger identifizieren würde, unter den Tisch fällt. Aber es ist nun einmal auch so, daß die lehramtlichen Äußerungen zu diesen Reizthemen weit mehr in das Leben der Gläubigen eingreifen als andere, die einer höheren theologischen Sphäre angehören. So finden die Wortmeldungen des Papstes zur Geburtenregelung, die Entscheidungen seiner Behörde zur Behandlung wiederverheirateter Geschiedener oder selbst zur „Reinigung“ des Heiligenkalenders ein größeres (und zwar oft) verärgertes Echo als die überaus lobenswerten Initiativen für die Verbreitung der Menschenrechte, für die Zusammenarbeit der Religionen, für die Freiheit der biblischen Wissenschaften usw. Hinzu kommt, daß jede Kultur ihre eigenen Wertmuster hat, die auch die Aufmerksamkeit bestimmen. Ungeachtet der Selbstinterpretation, die sich unsere liberale Gesellschaft gern zulegt, fällt es ihr schwer, gegenüber Standpunkten, die mit gewissen Werten unserer Kultur nicht übereinstimmen, Toleranz aufzubringen, das heißt überhaupt erst einmal zuzugeben, daß es andere legitime Lebensweisen geben könnte, in denen zum Beispiel das Individuum mit seinem Genuß- und Selbstverwirklichungsstreben weniger zentral steht als bei uns. Dieser intolerante Totalitätsanspruch des westlichen Gesellschaftsmodells wird in manchen Äußerungen des Lehramts empfindlich gekränkt; kein Wunder, daß man dergleichen nicht gern hört.

Aber nicht nur das selektive Hören verschafft dem Lehramt eine schlechte Rezeption, sondern auch eine übertriebene Erwartungshaltung, die nur in Enttäuschung enden kann. Hier ist vor allem die Ungeduld mit der Langsamkeit zu nennen, mit der sich das zentrale Lehramt moderneren Empfindungen öffnet. Für die sogenannte westliche Kultur ist es ein hoher Wert, in Dingen der Erkenntnis den jeweils neuesten Stand der Wissenschaft zu berücksichtigen, jedenfalls aber für neue Erkenntnisse offen zu sein. Demgegenüber sind viele offizielle Dokumente der kirchlichen Zentrale von einer Bevorzugung traditioneller Meinungen geprägt, die längere Zeit auch dann noch als „gesunde Lehre“ gelten, wenn sie in der modernen Umgebung einen exotischen Eindruck machen. Auch wenn man nun diese bremsenden Aktivitäten, der mancher Theologe der Avantgarde zum Opfer fiel, nicht selten bedauern wird, so mag sie doch auch manchmal der Preis für die innere Kohäsion des sozialen Ganzen der Kirche sein, das Menschen ver-

schiedenster Denkweise und Epochen umgreifen muß. Oft hatten die Positionsmarkierungen, die sachlich unglücklich oder falsch waren und zum Teil nach einigen Jahrzehnten stillschweigend aufgegeben wurden, die Funktion, die voraneilenden Theologen zur Langsamkeit zu mahnen, damit der Abstand zwischen der Vorhut und der Nachhut, die noch ältere Lieder singt, nicht zu groß werde. Der innovativ arbeitende Lehrer kann also keine eigentliche Unterstützung beim Lehramt erwarten; er wird eher Schwierigkeiten einzukalkulieren haben. Daß dabei auch mit menschlicher Borniertheit zu rechnen ist, liegt in der Natur der Sache. Ob er nun zu dem Urteil kommt, es sei für das Ganze besser zu schweigen oder gerade laut zu reden, ist die Sache seines Gewissensurteils. Daß die Interessen der freien Forschung und die Interessen der Leitung der Kirche in Konflikt geraten können, gehört zur Natur des kirchlichen Lehrens. Vielleicht ist diese prinzipiell nicht ganz auflösbare Spannung ein Teil des spezifischen Kreuzes, das gerade den Lehrer erwartet, der sein fachlich Bestes im Dienst der Kirche geben will.

Damit sind wir bei der Weise, wie heute das Lehramt ausgeübt wird. Die Gründe für das Defizit in seiner Rezeption liegen ja nicht nur auf seiten der Rezipienten, sondern auch auf der Seite des Lehramts selbst. Statt, wie es schon bis zum Überdruß geschieht, wiederum einzelne Entscheidungen aufzuzählen, mit denen man nicht glücklich sein kann, soll hier auf zwei Fragenkomplexe aufmerksam gemacht werden, die möglicherweise an der Wurzel des gegenwärtigen Unbehagens liegen.

2. *Der „Glaube der Kirche“.* Die eine Form des Problems besteht in der Repräsentativität des Lehramts. Soll dieses doch den Glauben der Kirche als ganzer zum Ausdruck bringen. Wie aber wird festgestellt, was „der“ Glaube „der“ Kirche ist? Das Problem des Verhältnisses des einen Glaubens zu den verschiedenen Glaubensauffassungen stellt sich doppelt: einmal gewissermaßen synchron (im Heute) und einmal diachron (in der Ausbreitung der Zeit).

Zum ersten Thema betont man, daß über die Wahrheit nicht abgestimmt werden könne. Dieser zweifellos richtige Satz ist allerdings durch den anderen zu ergänzen, daß die Wahrheit auch nicht amtlich dekretiert werden kann. Könnte es aber nicht sein, daß (wie zur Zeit des Arianismus) die Mehrheit der Gläubigen und der Theologen sich im Irrtum verfängt und daß es dann die Aufgabe des Papstes als des Felsens des Glaubens ist, als Zeuge (Martyr) der Wahrheit dazustehen und diese zu sagen; importune–opportune, gelegen oder ungelegen? Das kann sein, ist aber eine extreme Position; für die Annahme, daß dieser Fall vorliegt, braucht es sehr starke Gründe. Denn es könnte sich um eine private Meinung handeln und nicht um die Lehre der Kirche; daß beides nicht zusammenfallen muß, ist evident. Denn einerseits muß sich der Papst doch mindestens ebenso wie alle Lehrenden und Glaubenden der Kirche darum bemühen, den ihm vorgegebenen Glauben der Kirche zu studieren und zu erfassen und nicht bestimmte

theologische Positionen gegenüber anderen zu bevorzugen. Und andererseits hat doch auch er, wie jedermann, die Freiheit, sich seine ganz private Meinung zu bilden in den Fragen, die der freien Meinungsbildung unterliegen.

Für seine öffentlichen Äußerungen wird sich das päpstliche Lehramt deshalb der Übereinstimmung mit der Überzeugung der Bischöfe und auch Theologen versichern. Dafür ist es jedoch wichtig, daß diese Übereinstimmung sich rein vom Inhalt her ergibt, noch bevor der Reflex der Loyalität mit der schon erkennbaren päpstlichen Tendenz ins Spiel kommt. So wertvoll diese letztere Loyalität sonst auch ist, für die päpstliche Meinungsbildung ist sie nicht hilfreich. Denn es ist durchaus denkbar, daß die Zustimmung (oder die Unterlassung des Widerspruchs) nur aus Loyalität erfolgen, während auf der Ebene der sachlichen Überzeugung entweder eine abweichende Meinung gehalten oder eine eigene Meinungsbildung gar nicht gewagt wird. Konsensusbezeugungen der zweiten Art sind für die sachliche Urteilsbildung des obersten Lehramts, das doch den gemeinsamen Glauben der Kirche formulieren möchte, irreführend. Ganz generell ist eine Stimmung, in der Berater nur noch das sagen, wovon sie annehmen, daß es gern gehört wird, für jede Gemeinschaft und für jedes Unternehmen lähmend; die Einheitlichkeit wird erkaufte durch einen empfindlichen Verlust an Qualität. Es tut einem Katholiken weh, wenn er sich gegen den Eindruck wehren muß, daß es Spuren einer solchen für diktatorische Regime typischen Atmosphäre auch in seiner geliebten Kirche gibt. Um so dankbarer nimmt er gegenteilige Zeugnisse wahr, die vor allem auf den unteren Ebenen der Kirche – in vielen Pfarreien, Bistümern und Ordensgemeinschaften – reichlich zu finden sind.

Das zweite Problem – die Einheit des Glaubens im Wandel der Geschichte – ist vielleicht noch schwieriger. Daß der Glaube in einem letzten Sinn immer derselbe geblieben ist und bleiben wird, gehört wohl zu seinem Sinn. Die Frage ist aber, inwieweit sich diese Selbigkeit – jenseits des festen Buchstabens der fundamentalen Glaubensformeln – in theologische Deutungen und sittliche Überzeugungen ausmünzen läßt. Denn hier stehen wir vor der doch ziemlich eindeutigen Tatsache bedeutender Wandlungen im Lauf der Geschichte und, was uns selbst betrifft, in einer Situation, die nicht durch ein ruhiges Weiterlaufen eines gut funktionierenden Traditionsstroms gekennzeichnet ist, sondern vielmehr durch das tiefgehende Gefühl, wir stünden mitteninne in einem Wandel, der für die einen eine Revision überlieferter Denkweisen fordert, von den anderen aber als lebensbedrohend für die Substanz des Christlichen angesehen wird. Es seien nur zwei fundamentale Problemkomplexe genannt, wobei der eine aus dem Gebiet der Sitten-, der andere aus dem Bereich der Glaubenslehre genommen ist.

Viele, besonders jüngere Menschen haben heute die Empfindung, daß die offizielle Sexualmoral der Kirche „nicht mehr in diese Zeit paßt“. Sie sei zugleich lustfeindlich und genitalfixiert. Dagegen verweisen Vertreter des Lehramts auf ihre Pflicht, die Kontinuität der Lehre in diesem Punkt zu wahren. Nun hat es

zwar, nicht zuletzt durch das Zweite Vatikanische Konzil, auch schon Milderungen gegeben; aber es ist wohl eine Tatsache, daß der größte Teil der Tradition der Kirche von einer sehr restriktiven Haltung gegenüber der Lust im allgemeinen und der sexuellen im besonderen bestimmt ist, wobei die dafür gegebenen Motive allerdings auch variierten. Die Frage, die sich von daher stellt, ist die nach einem möglichen Wandel auch in der Lehre, ohne daß man einfach einem Opportunismus huldigt. Bedenkt man, welche bedeutenden Wandlungen es schon – zum Beispiel in der Frage der Kriege, der Ketzerbehandlung, des Verhältnisses zu anderen Religionen usw. – gegeben hat, kann man hoffen, daß auch im Feld der Sexualmoral eine Annäherung der Standpunkte möglich sein wird – eine Annäherung, die auf der Ebene der konkreten Seelsorge offenbar schon einige Schritte weit gediehen ist.

Das andere Konfliktbeispiel ist dem Feld der Glaubenslehre entnommen. Es handelt sich um die Stellung der Hl. Schrift in der Theologie. Die Schrift ist die erste und hauptsächliche Urkunde unseres Glaubens und seines Werdens. Aus der Schrift auf ihre Weise schöpfend hat die kirchliche Überlieferung um diese herum ein Netz von Dogmen gestrickt, die ebenfalls als Normen des Glaubens gelten und zum Teil die Lektüre der Schrift selbst präformieren. Auf der anderen Seite steht nun aber seit schon drei Jahrhunderten die historisch-kritische Exegese, die, oft im Rückgang von den späteren Deutungen, die zu ihrer Zeit sinnvoll gewesen sein mögen, zu den Uraussagen der Offenbarung vorstoßen will. Sie hat manchem Dogmatiker die Aufgabe schwerer gemacht, biblische Quellen für ein späteres Dogma zu benennen. Es ist vom Standpunkt des heutigen wissenschaftlichen (besonders: historischen) Bewußtseins nicht mehr recht möglich, den Harmonisierungs- und Synthetisierungsprozeß der Theologie über die Väter in das Mittelalter und die frühe Neuzeit einfach zu ratifizieren; andererseits ist es ebensowenig möglich, diese Geschichte einfach zu überspringen und „erstes Jahrhundert“ zu spielen.

Die lehramtlichen Behörden haben diese Konflikte, die sich aus der Geschichtlichkeit des Glaubens ergeben, zunächst zu leugnen versucht; diese Strategie hat das Problem nicht gelöst, hingegen viele loyale Exegeten tief verletzt und dem Ansehen der Kirche geschadet; sie hat auch die vorsichtige Gewöhnung der Gläubigen an diese Probleme verzögert, mit denen sie nun durch populäre, kirchenfeindliche Organe doch konfrontiert werden. Führt die These, die legitime Auslegerin der Bibel sei allein das Lehramt und nicht die profane oder theologische Wissenschaft, zu einer Lösung des Problems? Sicher nicht. Wie in einem vatikanischen Dokument⁶ kürzlich selbst gesagt wurde, sind die besten Ergebnisse dann zu erwarten, wenn man die gläubigen, kirchlich gesinnten Fachleute frei miteinander diskutieren läßt. Ergibt sich ein Konsens, der sowohl von der fachwissenschaftlichen Qualität wie von der Dichte des Glaubensgeistes her überzeugend ist, dann wird man mit Befriedigung wahrnehmen, wenn dieser Konsens durch

die Bekräftigung von seiten des Lehramts gewissermaßen die höheren Weihen bekommt.

3. *Formale und faktische Lehrautorität.* Neben dem Problem der Repräsentativität stellt sich das Problem der formalen Lehrautorität selbst. Ihm müssen wir uns etwas näher widmen. Die formale Lehrautorität steht unter der Frage: Wer hat das Recht, als Lehrer aufzutreten, und zwar als bevollmächtigter Lehrer? Diese Frage zu stellen setzt voraus, daß der Lehrer nicht im eigenen Namen, sondern im Namen einer Institution spricht. Jemand, der von einer Institution, der ich angehöre oder die mein Vertrauen hat, beauftragt ist, ihre Position darzulegen, wird auch zunächst meinen Vertrauensvorschuß genießen, obwohl er sich persönlich noch durch keinerlei Verdienste empfohlen haben muß.

Es ist selbstverständlich, daß für einen Katholiken die von den Bischöfen und insbesondere vom Papst vorgetragene Lehre keine bloße Privatmeinung ist, die ihm egal sein kann. Selbstverständlich ist ihm die Entscheidung eines Konzils, die feierliche Definition durch den Papst Ausdruck des kirchlichen Glaubens und damit im Kern der überlieferten göttlichen Wahrheit. Selbstverständlich hört er sich die Predigt seines Pfarrers in der Annahme an, daß ihm dort – wie auch immer gemischt mit menschlichen Meinungen – etwas vom Wort Gottes vermittelt wird. Diese Selbstverständlichkeit lebt jedoch daraus, daß dieser Christ seinen *Sensus fidei* in der Lehre des Lehramts im großen und ganzen wiederfindet, negativ formuliert: daß er nicht zu häufig mit Entscheidungen konfrontiert wird, die er beim besten Willen nicht nachvollziehen kann. Tritt diese Situation ein, so wandelt sich die Autorität, die bisher wie selbstverständlich anerkannt worden war: Sie wird nicht mehr ohne weiteres anerkannt, sondern nur noch selektiv beachtet, wenn nicht gar, aus Enttäuschung, Mißtrauen oder generelles Desinteresse wachsen.

In der Umgebung der Träger des Lehramts gibt es nun eine mögliche Strategie, um mit dieser Schwierigkeit ins reine zu kommen: die Betonung der formalen Autorität als solcher. Formale Autorität heißt hier, daß jemand allein kraft seiner juristischen Stellung das Recht hat, daß die Gläubigen alles glauben, was er von ihnen zu glauben verlangt. Als Grund für diese Autorität wird die Stellvertreterschaft Christi angegeben, dem, als dem Sohn Gottes bzw. der Wahrheit selbst, nur bedingungslose Glaubenszustimmung gebühre. Daß Christus der Sohn Gottes ist bzw. daß er die Wahrheit spricht, wird – in weitgehender Absehung vom Inhalt und der Art seines Lehrens – dadurch bewiesen, daß er einerseits die Zuverlässigkeit seiner Lehre mit der Tatsache begründet habe, der Sohn Gottes zu sein, welcher Anspruch andererseits durch seine Wundertaten wie insbesondere durch seine Auferstehung hinreichend legitimiert sei.

Diese Darstellung der Lehrautorität Jesu Christi, die, wie wir zu zeigen versucht haben, mit der Pädagogik Jesu nicht ohne weiteres in Einklang zu bringen ist, bildet das Bindeglied zu einem vor allem formalen Autoritätsverständnis des in die Krise geratenen kirchlichen Lehramts. Es ist ein Vorgehen, das der moder-

nen Apologetik entspringt. Denn wenn in den älteren Zeiten zum Beispiel „Rom“ eine besondere Autorität in Lehrfragen genoß, dann beruhte dies auf menschlich einsichtigen Gründen: In Rom hatten Petrus und Paulus gelebt und gelehrt, die beiden wichtigsten Zeugen des apostolischen Glaubens; der Gemeinde in Rom konnte man zutrauen, daß sie dieses Zeugnis unverfälscht bewahrte, teils weil sie sich auf die philosophischen Spekulationen, wie sie im Osten des Reichs blühten und zahllose Häresien motivierten, nicht einließ, teils weil Abweichungen der römischen Gemeinde, bei dem intensiven Reiseverkehr anderer Christen in die Hauptstadt, nicht lange hätten verborgen bleiben können. Später wurde ein anderes Denkmuster wichtig: Die Schätzung der Tradition der römischen Gemeinde trat zurück gegenüber der Verehrung des Papstes, in dem man den hl. Petrus selbst lebendig gegenwärtig sah. Diese mythische Vorstellung wurde später noch überhöht, als der Papst den – zunächst von den christlichen Kaisern beanspruchten – Titel eines „Stellvertreters Christi auf Erden“ selbst annahm. Diese Entwicklung sah sich legitimiert durch die Aussage Jesu: „Wer euch hört, hört mich“ (Lk 10, 16), wobei dieses „euch“ auf die Apostel bezogen, auf die Bischöfe übertragen und dann mehr und mehr auf das Petrusamt eingeschränkt wurde.

So weit, so gut. Dieser Rückzug auf die formale Autoritätsbeteuerung durch die Träger der Autorität selbst muß jedoch seine Immunisierungsstrategie mit einem Verlust an Attraktivität und somit an der doch erhofften Wirksamkeit bezahlen. Er wird bei vielen Adressaten die Gegenreaktion der Gehorsamsverweigerung provozieren, für die man sich auf die eigene Einsicht und letztlich auf das Gewissen berufen wird. Die sich steigernde Absicherung des kirchlichen Glaubensgehorsams durch reine Autoritätsargumente bringt so gerade jene Verschiebung der Wissensfunktion hervor, die von den Trägern des Lehramts – im Prinzip zu Recht – beklagt wird. Besteht das Gewissen des Christen für gewöhnlich darin, daß er auf der Basis des ihm durch die Kirche vermittelten Pflichtenwissens einen praktischen Schluß auf das ihm jetzt mögliche bzw. aufgetragene Handeln zieht, so wird das Gewissen nun zur Instanz der Beurteilung der Rechtmäßigkeit der vom Lehramt vorgelegten Lehre. Damit ist eine Situation gegeben, in der einerseits die Entscheidungen des Lehramts zu einer Größe unter anderen in der Pluralität der Meinungen geworden sind und andererseits das Gewissen des einzelnen einer größeren Orientierungsunsicherheit ausgesetzt ist, die von anderen Autoritäten ausgefüllt wird. Damit aber ist die Klarheit christlicher Existenz selbst gefährdet.

Ein Ausweg aus dieser Lage, der mehr wäre als eine vorübergehende Notlösung, ist im Augenblick nicht in Sicht. Einer Lösung entgegen bringt uns nur die Bereitschaft, aufeinander zu hören und miteinander zu reden. Von seiten des Lehramts heißt dies, daß sich die Entscheidungsträger auch öffentlichen Rückfragen stellen und im einzelnen ihre Gehorsamsforderungen vor den betroffenen

Menschen selbst wiederholen, statt sich in die Anonymität von Dokumenten so zurückzuziehen, daß sich der Gläubige, der sich nicht verstanden fühlt, wie vor einer geschlossenen Tür findet, wenn er in aller Bescheidenheit seine Einwände vortragen möchte. Die Ohnmacht gegenüber Behörden, bei denen kein Verantwortlicher greifbar ist, so meint er, müßte in der Kirche nicht sein und so auch nicht die aus dem Gefühl der Ohnmacht aufsteigende Wut. Es kann ja durchaus sein, daß er wesentliche Dinge übersieht und den verantwortlichen Lehrern Unrecht tut. Er darf aber doch mindestens hoffen, daß ihm für seine Lernbereitschaft ein Partner gegeben wird, der ihn hört und der mit ihm redet. Obwohl sich in dieser Hinsicht schon manches gebessert hat, sind es aber offenbar noch viele, die eine gegenteilige Erfahrung machen mußten, und oft gerade jene, die sich am meisten für die Kirche einsetzen.

4. *Die Zwischenzeit christlich aushalten.* Aus solchen Erfahrungen kann eine Bitterkeit entstehen, die zwar verständlich ist, die aber nicht weiterbringt, sondern im Gegenteil vielmehr den Glaubensgeist selbst bedrohen kann. Ressentiment und Haß sind aber immer schlechte Ratgeber. Wer sich ihnen überläßt, weil sein Einsatz für das Bessere und Christlichere nicht honoriert, sondern behindert wird, darf sich zwar – und manchmal ganz zu Recht – als unschuldiges Opfer fühlen, ist aber in seinem eigenen Herzen der Versuchung zum Opfer gefallen. Gewiß ist er an diesem Fall keineswegs allein schuld und, rein menschlich betrachtet, ist seine Reaktion durchaus verständlich. Aber christlich ist sie eben (noch) nicht.

Heißt das, daß man, um den Geist des schlichten Glaubens zu bewahren, alles, was von oben kommt, unkritisch übernehmen soll? Soll man die Augen davor verschließen, daß es auch in der Kirche einen Machtkampf verschiedener Gruppen gibt, die alle auf die höchsten Autoritäten Einfluß zu nehmen versuchen? Darf man überhaupt, wenn man ein Amt zu lehren hat, sich aus der Verantwortung des Mitspielens heraushalten, in der vagen Hoffnung, daß Gott schon dafür sorgen wird, daß die Wahrheit siegt? Sicher nicht.

Auseinandersetzung und gegenseitige Achtung dürfen sich nicht ausschließen. Wen ich nicht verstehen kann, für den kann ich mindestens ehrlich beten. Für wen ich ehrlich zu beten versuche, zu dem kann die geistliche Verbindung nicht abreißen. Denn letzten Endes wird nur ein neuer Schub des Wehens des Hl. Geistes der Kirche neue Vitalität und größere Brüderlichkeit geben. Innerkirchliche Auseinandersetzung muß sein. Sie darf allerdings nicht – und zwar von keiner der beiden Seiten – dazu führen, daß über die Dissenspunkte die Übereinstimmung in den eigentlichen Glaubenswahrheiten ganz in den Hintergrund rutscht und daß die missionarische Kraft des Glaubens leidet.

Wenn wir noch einmal einen Blick auf die Haltung Jesu zur religiösen Obrigkeit seiner Zeit werfen, so werden wir sehen, daß sie weder von bloßer Autoritätsgläubigkeit noch von negativer Autoritätsfixierung in Ressentiment und

Rachsucht bestimmt war. Es gilt also, die schwierige Balance zwischen Freimut und Demut immer neu zu lernen, um recht lehren zu können.

ANMERKUNGEN

¹ Cahiers II (Paris 1953) 133; dt.: Cahiers. Aufzeichnungen, hg. v. E. Edl u. W. Matz II (München 1993) 137.

² „Er (Gott) hat mich gesandt, zu verkündigen“ (Lk 4, 18); vgl. 4, 43: „Ich bin gesandt worden, das Evangelium vom Reich Gottes zu verkünden“; Joh 13, 13: „Ihr nennt mich Meister und Herr, und ihr habt recht, denn das bin ich.“

³ Jesu Frage, ob die Taufe des Johannes ihrer Meinung nach vom Himmel (d.h. aus göttlichem Auftrag) stammte oder nicht, provoziert folgende, rein „politische“ Überlegung: „Wenn wir antworten: Vom Himmel, so wird er sagen: Warum habt ihr ihm dann nicht geglaubt? Wenn wir aber antworten: Von den Menschen! dann wird das ganze Volk uns steinigen; denn sie sind überzeugt, daß Johannes ein Prophet gewesen ist.“ Darum antworteten sie: Wir wissen es nicht (Lk 20, 1–8). Jesus klagt über die Verslossenheit der Pharisäer, denen Gott mit keiner Methode beikommen kann: weder mit dem asketischen Auftreten des Täufers (den man deswegen für überspannt hält) noch mit seinem eigenen lebensfrohen Stil, aufgrund dessen man ihn als einen Fresser und Säufer, einen Kompagnon zwielichtiger Figuren denunzierte (Lk 7, 31–35).

⁴ Im Gleichnis vom reichen Prasser und dem armen Lazarus läßt Jesus den Abraham sagen: „Wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, werden sie sich selbst dann nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht“, um ihnen die Wahrheit vom Jenseits zu bringen (Lk 16, 31).

⁵ Auch der vielleicht eine Vision ausdrückende, im kleinen Kreis geäußerte Satz „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen“ (Lk 10, 18) hat nicht den Sinn einer Legitimation seines Lehrens.

⁶ „Interpretation der Bibel in der Kirche“ (1993). Vgl. den gleichnamigen Art. v. J. Kremer in dieser Zs. 212 (1994) 151–166; wichtig ist dort auch die in Anm. 4 zit. Äußerung Papst Johannes Pauls II., in der er einerseits zwar Verständnis aufbringt für die Angst, eine bestimmte Weise, historische Forschungen zu präsentieren, könne dem Glauben schaden, andererseits aber klar sagt: Seriös begründete historische Schlußfolgerungen im Namen des Glaubens abzuweisen, sei „eine voreilige und unglückliche Entscheidung“.